

Ausstellung „Jüdischer Alltag in Deutschland“

Jüdisches Leben in seiner Vielfalt dargestellt

(aot). Wer weiß schon, dass in der Negev-Wüste in Israel ein Wald namens „Kraichgau“ heranwächst? Er ist Teil des „Waldes der deutschen Länder“, der 1991 auf Initiative von Bundespräsident Johannes Rau mit Spendengeldern ins Leben gerufen wurde. Zahlreiche Städte und Landkreise hatten sich beteiligt, sodass heute, nach Beendigung des Projekts, mehr als 400.000 Bäume einen Schutzwall gegen die im Frühjahr häufig auftretenden Sand- und Staubstürme bilden.

Außerdem bindet der Wald Feuchtigkeit, in den Pflanzen selbst, im Boden und durch Verdunstung in der Luft, so konnte sich in der Wüste neues Leben entwickeln. Auch der Verein „Jüdisches Leben Kraichgau“ mit Sitz in Eppingen hat dazu beigetragen, indem die Mitglieder jeweils die geringe Summe von 18 Euro für einen Setzling spendeten und damit zum Gedeihen des Kraichgau-Waldes beitrugen. Nach Meinung der 1. Vorsitzenden Elisabeth Hilbert sorgt das Projekt nicht nur für die Verbesserung der Lebensqualität der dort lebenden Menschen, sondern stellt auch „ein Zeichen für ein gutes Miteinander der Völker über Generationen hinweg“ dar. Dies sagte sie anlässlich der Fotoausstellung „Jüdischer Alltag in Deutschland“ im Kulturhaus, die außer von ihrem Verein, auch vom Kulturforum Südliche Bergstraße und der Stadt Wiesloch getragen wird.

Hilbert führte weiter aus, dass der Verein 2008 als Nachfolgeverein des „Freundeskreis Eppinger Juden“ gegründet wurde, der sich sechs Jahre zuvor, nach einer Begegnung ehemaliger jüdischer Mitbürger und deren Nachkommen, spontan in Eppingen gebildet hatte. Heute besteht der Verein aus rund 150 Einzelpersonen als „natürliche Mitglieder“, außerdem sind die Landkreise Rhein-Neckar, Heilbronn und Karlsruhe, zahlreiche Schulen, Gemeinden, Vereine, Firmen und weiteren Organisationen beigetreten, darunter auch der „Jüdische Nationalfonds“, die Stadt Wiesloch, das Otthein-



Der Hochzeitsstein an der Alten Eppinger Synagoge

Foto: aot

rich-Gymnasium und das Kulturforum Südliche Bergstraße. Im Amtsbezirk Sinsheim im badischen Kraichgau lebten überdurchschnittlich viele Juden und es gab in fast jedem Ort eine jüdische Gemeinde. An der Spitze steht Hoffenheim, wo 1839 nach einer Zählung 227 jüdische Mitbürger lebten. In Neidenstein war zeitweilig ein Drittel der Bevölkerung jüdischen Glaubens und in Bärwangen 1862 circa 15 Prozent.

Seit seiner Gründung hat der Verein mehrere Gedenkfeiern zur Deportation badischer Juden nach Gurs gestaltet und jüdische Friedhöfe und restaurierte Synagogen besucht, Vorträge und Konzerte organisiert, Schulprojekte gefördert und publik gemacht, Gemeinden beim Städte- und Schülertausch beraten und Begegnungen mit Überlebenden des Holocaust, unter anderem in Israel, ermöglicht. Außerdem nahm man Kontakt zu Vereinen auf, die vor Ort jüdische Friedhöfe pflegen, Synagogen zu Erinnerungs- und Kulturstätten ausbauen und Stolpersteine durch den Künstler Gunter Demnig vor ehemals jüdischen Wohn- und Geschäftshäusern setzen lassen.

Stolz ist Hilbert auf das 2013 vom Verein im Verlag Regionalkultur veröffentlichte Buch „Jüdische Persönlichkeiten im Kraichgau“. Auf über 300 Seiten stellen 36 Autoren das Leben und Wirken jüdischer Künstler, Unternehmer, Ärzte, Wissenschaftler, Publizisten, Politiker und Rabbinern vor. Darunter die Krankenschwester Pauline Maier (1877-1942) aus Wies-

loch-Baiertal, die in Mannheim das jüdische Krankenhaus leitete und badische Juden freiwillig in das Internierungslager Gurs und weiter bis in die Gaskammern von Auschwitz begleitet hat. Auch über den Mediziner und Großherzoglich Badischen Hofrat Prof. Dr. Zacharias Hugo Oppenheimer (1830-1904) wird berichtet, der zu einer der angesehensten und einflussreichsten Familien in Europa und Übersee gehörte.

Der Verein hat sich zum Ziel gesetzt, das reiche jüdische Kulturerbe im Kraichgau zu bewahren, jüdisches Leben in seiner Vielfalt darzustellen, die Beziehungen zu ehemaligen jüdischen Bürgern und deren Nachkommen zu pflegen und sachlich richtig über das Land Israel zu informieren. Jüdischen Mitmenschen, die über Jahrhunderte hinweg diskriminiert, missandelt, finanziell ausgebeutet, zum Auswandern gezwungen und schließlich brutal ermordet wurden, soll so ein würdiger Platz im Gedächtnis der Gesellschaft eingeräumt werden – auch denen, die vor allem im 18ten und 19ten Jahrhundert zum Fortschritt in den Wissenschaften, zur Industrialisierung und zum Gemeinwesen beigetragen haben. Seit 1700 Jahren lebten sie unter uns und man wolle gerade im Jubiläumsjahr ein Zeichen für Toleranz und Versöhnung setzen, verbunden mit einer Mahnung an nachfolgende Generationen.

Der Eppinger Hochzeitsstein

Das rituelle Zerschneiden eines Glases bei jüdischen Hochzeiten nach der Trauungszere-

monie durch den Bräutigam ist ein alter, bis heute erhaltener Brauch, manchmal auch in Kinofilmen zu sehen. Damit wird an die zweimalige Zerstörung des Tempels in Jerusalem erinnert. In Baden und in Franken wurde dies an einem in der Außenwand eingelassenen „Hochzeitsstein“ vollzogen, weltweit kaum noch zu finden. An der Alten Eppinger Synagoge ist eines der wenigen noch erhaltenen Exemplare zu sehen, das vor allem durch seine Farbenpracht auffällt. Darauf zu lesen ist auf Hebräisch „Masel tow“ viel Glück. Darunter finden sich Hinweise auf Bibelstellen um Freude und Jubel der Hochzeiter. Als Symbole sind der Granatapfel für „Liebe“ und Feigen für „Fruchtbarkeit“ hinzugefügt. Der Eppinger Hochzeitsstein konnte vor der Zerstörungswut der Nazis gerettet werden, weil ihn der Besitzer der 1773 erbauten und 1885 an Privatleute verkauften Synagoge, mit Klappläden verdeckte.

In Eppingen existiert auch eine der wenigen gut erhaltenen Mikwen im Kraichgau, für Besucher sind an der Wand vergrößerte Postkarten mit jüdischen Gebäuden und Festlichkeiten aufgehängt. Des Weiteren lohnt ein Besuch auf dem jüdischen Friedhof der Stadt. Da ist einmal ein Kriegerdenkmal für im ersten Weltkrieg gefallene jüdische Soldaten zu finden, das erstaunlicherweise die Zerstörungswut der Nazis unbeschadet überstanden hat, außerdem ein Grabstein mit der figürlichen Darstellung einer Bibelstelle, was nach der jüdischen Tradition eigentlich verboten ist.

Erinnerungsarbeit

Die Rechtsanwältin und Mediatorin Ute Coulmann hatte auf der Veranstaltung die Ausführungen von Elisabeth Hilbert durch einen Vortrag über Erinnerungsarbeit und Aussöhnung ergänzt. Darin orientiert sie sich an einer im englischen Sprachraum entwickelten Methode zur Aufarbeitung schwerwiegender ärztlicher Fehler in sechs Schritten. Das Verfahren setzt ein mit dem Zugeben eines Fehlverhaltens, gefolgt von der Bereitschaft die Verantwortung dafür zu tragen. Dem folgt das Trös-

ten, das nicht durch den Täter selbst erfolgen kann. Es ist wichtig, dass dies durch eine Person geschieht, die mit dem Sachverhalt vertraut ist und versteht, dass das Opfer unter Wut, Scham und Enttäuschung leidet. Dann folgt die Offenlegung des zugefügten Schadens und der Versuch ihn wieder gutzumachen. Am Ende steht die Einsicht, dass man aus Fehlern lernt und Verhalten ändert.

Das Publikum war weitgehend mit dem Moderator Gert Weisskirchen der Meinung, dass dieses Modell nur bedingt auf den „industriellen Völkermord“ in

Deutschland übertragen werden kann, schon deshalb, weil an den toten Opfern nichts mehr gut zu machen sei. Aber wie vorgetragen sei es wichtig, dass die „Taten nicht unter den Teppich gekehrt werden“ und von den Nachfahren der Täter Verantwortung übernommen werde, damit sich diese nicht wiederholen. „All die Menschen sind umsonst gestorben, wenn sich nichts ändert“, meinte Weisskirchen. Das Tätervolk habe schlimmste Schuld auf sich geladen. Ohne dies kleinreden zu wollen, müsse man feststellen, dass das auch andere Völker getan haben und immer

noch tun. Aber: „Wir können in der Aufarbeitung ein Beispiel für

andere sein und damit dem Leid einen Sinn geben.“ (aot)



Kriegerdenkmal auf dem Jüdischen Friedhof

Foto: aot